

Inklusion im Fokus der Sportwissenschaft, 12. Februar 2015

Georg-August-Universität Göttingen, 2. Interdisziplinärer dvs
Expert/innenworkshop

„Dabeisein ist (nicht) alles ...“

Johannes Verch: Inklusion als Exklusion? Diskurs- bzw. gesellschaftsanalytische Überlegungen zu einer neuen Heilsformel

Abstract:

Der landläufige Inklusionsbegriff prägt vielfältige wissenschaftliche und politische Debatten, bleibt aber unscharf. Ein Inklusionsbegriff im Sinne von Ermöglichung von Heterogenität bzw. Diversität, die dann ein ganzes System in Schwingungen versetzen können, wird dabei manchmal als idealtypisches Theoriekonstrukt verhandelt, findet jedoch selten praktische, nachhaltige Realisierung. Nicht selten findet, diskurstheoretisch bzw. makrosoziologisch betrachtet, eine innovativ-nutzenorientierte Vereinnahmung von Unterschiedlichkeit, Andersartigkeit der Individuen statt. Im Sport wird der Inklusionsbegriff meist binnenkulturell, d.h. das Sportsystem als ‚normal‘ voraussetzend, diskutiert.

I. Einleitende Worte

Im Folgenden möchte ich ein paar Anmerkungen zur aktuellen Inklusionsdebatte der dvs tätigen, die sich wiederum u.a. diesbezüglichen Diskursen der Sektionstagung von Sportsoziologie und -philosophie in Oldenburg 2014 als auch Überlegungen der Kommission „Sport und Raum“, unter Beteiligung von Reiner Hildebrandt-Stramann, Robin Kähler und Johannes Verch, verdanken.

Hierbei geht es weniger um eine konkrete Handreichung, was in ein etwaiges Positionspapier zur Inklusion der dvs hineingehörte oder was nicht, sondern zunächst einmal um einige diskursanalytische Interpretationen, Plädoyers und Fragen, die freilich dann auch Auswirkungen auf ein solches Papier haben könnten bzw. dürfen.

Bemerkenswert zunächst empfinde ich es, dass der Inklusionsbegriff besonders in Zeiten kommuniziert wird, in denen zeitgleich Phänomene wie eine starke, vermutlich zunehmende, soziale Polarisierung (so etwa in Deutschland, USA, Indien, China); eine Zurschaustellung von Tempo, Fitness und Erfolg (die ihre Gegencharaktere immer schon exkludieren) sowie eine ökologisch-nachhaltige Segregation der Welt Konjunktur feiern. Phänomene also ausgiebig Wirkmacht entfalten, die nicht auf Inklusion, sondern auf Exklusion zielen bzw. diese beinhalten.

Ein Inklusionsbegriff im Sinne einer Ermöglichung von Heterogenität bzw. Diversität, die dann ein ganzes System in Schwingungen versetzen könnten, wird dabei nicht selten als bedürfniskulturell idealtypisches Hoffnungs- und Theoriekonstrukt verhandelt. Es findet jedoch selten eine praktische,

nachhaltige Realisierung. Nicht selten findet, diskurstheoretisch bzw. makrosoziologisch betrachtet, eine innovativ-nutzenorientierte Vereinnahmung von Unterschiedlichkeit, Andersartigkeit von Individuen statt.

Im Sport wird der Inklusionsbegriff zudem meist eher binnenkulturell, d.h. das Sportsystem als ‚normal‘ voraussetzend, diskutiert. Das entspräche dann, Sie kennen diese Darstellungen, in etwa den unteren beiden Symbolen, die kreisförmig geschlossene Strukturform bleibt meist untangiert.

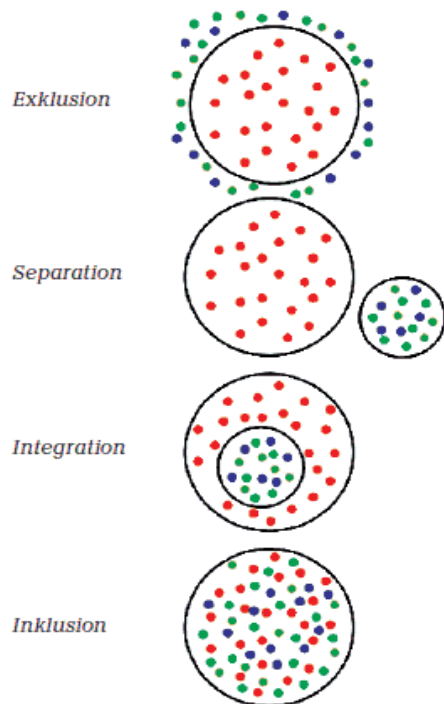


Abb. I: Inklusionssymbole/Strukturerhalt ; <http://www.waldorfschule.de/waldorfpaedagogik/inklusion/>; Zugriff am 06.02.2015.

II. Grundsätzliche, diskursbezogene Anmerkungen zur „Inklusion“

Inklusion scheint zu einem Proword, Buzzword (symbolisch wirksamem, ggf. leicht phrasenhaftem Schlagwort) geworden. Der Begriff strahlt Humanismus und Harmoniewillen zugleich aus. Eine Möglichkeit, sich aus seiner Magie zu entziehen, ist dabei nicht vorgesehen. So prägt ein landläufiger Inklusionsbegriff vielfältige wissenschaftliche und politische Debatten, bleibt aber zumeist unscharf, mitunter auch gesinnungskommunikativ angelegt.

Aktuell findet der Inklusionsbegriff z.B. in Berlin einigen Aufschwung im tagespolitischen Ringen um eine mögliche Olympiabewerbung für 2024. So wurde z.B. unter der Rubrik, dem Symbol „Inklusion“ u.a. die Idee erwogen, Paralympische Spiele vor den Olympischen stattfinden zu lassen. „Wowereit und Henkel stellen inklusives Konzept vor: Paralympics sollen erstmals vorher stattfinden“, untertitelte der Berliner Tagesspiegel vom 02.09.2014 (S. 1). Zudem solle der Jahn-Sportpark zu einem „Leuchtturm“ des Behindertensports werden, die ‚erste Inklusionssportanlage Deutschlands‘, heißt es im Tagesspiegel vom 22.01.2015 (S. 9).

Unabhängig, davon, dass erstere Idee wieder verworfen wurde, der Begriff boomt, signalisiert er doch Wertschätzung, Achtsamkeit und Political correctness zugleich - und scheint aus sich heraus ein konturscharfes Programm, eine Agenda auch für den Sport zu verkünden.

Von solch begrifflichen Essenzialisierungen leben Diskussionen, Presseberichte, Alltagskommunikationen zuhauf. Andere aktuelle Schlüsselbegriffe wie Nachhaltigkeit, Abendland, Islamisierung, Natur, Geschlecht, Sport und Olympische Idee wetteifern da mit einem ähnlichen Potential. Was dank seiner verallgemeinernden Natur einerseits begrifflich aber alltagskulturelle Verständigungen, gleichsam strukturalistisch, erleichtern tut, beinhaltet umgekehrt nicht nur wissenschaftlich-erkenntnistheoretisch, sondern auch politisch einige Fragwürdigkeiten und Fallstricke.

Was bzw. wie verstanden in etwa vorgezogene Paralympische Spielen dann so etwas wie „Inklusion“ bedeuteten oder aber auf welche Art der Jahn-Sportpark Inklusion preisgeben bzw. realisieren würde, offenbart die konnotative Semantik der machtvollen Rede davon keinesfalls per se - auch wenn sie sich noch so danach anhören mag.

Da lohnt ggf. ein (poststrukturalistischer) Blick darauf, aus welcher jeweiligen Perspektive der Begriff Konstruktion, Symbolisierung und Verwendung findet, nicht zuletzt auch, um sich ggf. auf ein inhaltliches Potential auch seitens der dvs einigen zu können.

Ähnlich wie die Begriffe der Diversität und Heterogenität sich soziohistorisch eher aus betrieblichen bzw. betriebswirtschaftlichen Optimierungsstrategien herbeileiten (etwa im Sinne eines „Mehrerts der Vielfalt“, Effizienz durch Nutzung von Vielfalt), sollte der Begriff der Inklusion in seiner begrifflich-konnotativen Ambivalenz diese Kontextualisierung finden.

III. Ambivalenzen in der Inklusionsdebatte

Einerseits kann der Inklusionsbegriff (im eher umfassenden Sinne) als positives, wenn nicht utopisches Symbol einer alternativ-emanzipatorischen Strömung, Wissenschaft und Politik begriffen werden, denen es darum geht, soziale, habituelle, geschlechtskulturelle, körperliche Diversität bzw. Heterogenität als Quellen von kultureller Vielfalt, Veränderung und Bereicherung zu betrachten. Diese bergen einem solchen Anliegen zufolge Optionen anderen gesellschaftlichen Handelns, habitueller Performanzen, kontingenter Lebenspraktiken, suchender kultureller Stile (etwa auch im Sinne von Nachhaltigkeit bzw. einer Bildung für Nachhaltige Entwicklung). Eine solche Inklusion ernst genommen hätte zum fakultativen Ziel, die gesellschaftliche Struktur nicht nur individuellen Bedürfnissen anzupassen (s. Abb. links unten), sondern als Ganze veränderbar zu erleben, zu gestalten, anhand von nicht voraussehbarer oder planbarer Vielfalt zu entwickeln (s. folgende Abb. unten rechts).

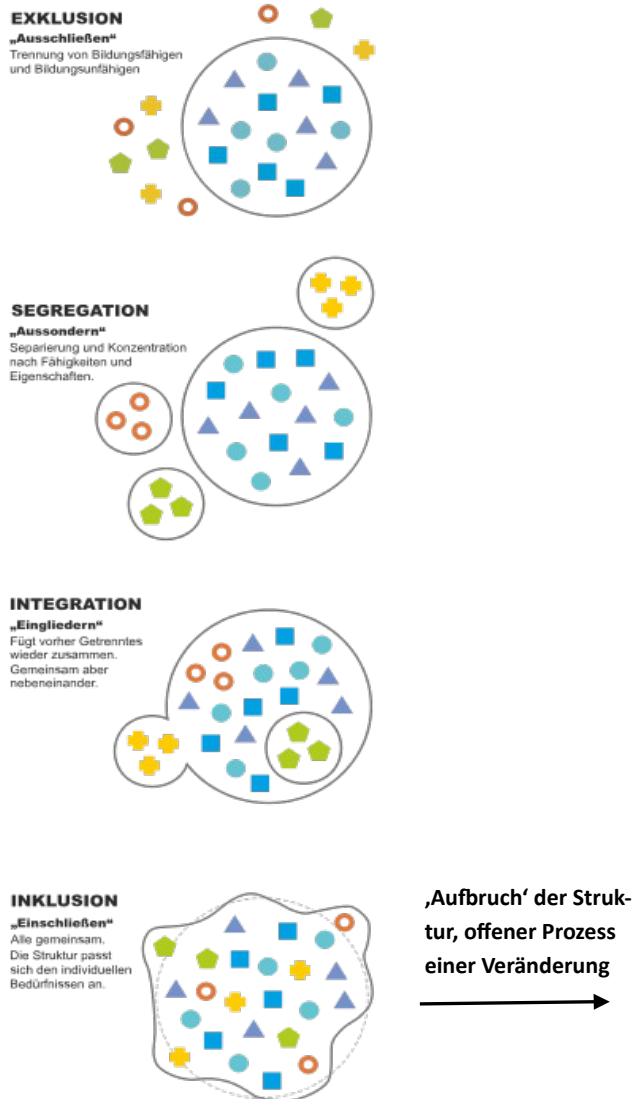


Abb. II. Inklusionssymbole/Strukturentwicklung ; http://de.wikipedia.org/wiki/Inklusive_Pädagogik; Zugriff am 06.02.2015

Auf der anderen Seite birgt der Begriff in seinem zeitgeistkulturellen Aktivitätspotenzial oder gar Hype, die er verursacht hat bzw. denen er zupass kommt, (makrosoziologisch gesehen:) Bedenklichkeiten. Je nach theoretischem Blickwinkel mag der Inklusionsbegriff in seiner Dynamik

durchaus auch einen disziplinierenden (M. Foucault), gesamtfunktionalen (J. Baudrillard) oder systemfunktionalen¹ (N. Luhmann) Charakter bereithalten.

Eine unbedingt ‚auf positiv‘ (Byung Chul Han), Wachstum, Rekord, Erfolg, Enhancement und Rankings getrimmte Gesellschaft sieht noch in jedem Unterschied, jeder Nichtnormalität einen produktiven Nutzen für globale Konkurrenzen, Konsumchancen, Bedürfnisstile, für Effizienzsteigerungen, für eine Stabilisierung ihrer spätmodernen Gesellschaftsordnung. Inklusion wird in diesem Sinne zur Aufgabe der Kollektive, der Gesellschaft, aber auch jedes Einzelnen, sich in diese sozialen Ordnungen, Normalitäten produktiv und ganzheitlich einzubringen, sich dahingehend selbstzunormalisieren. Dabei soll ein (effizient, produktiv, wettbewerbsfähig) gedachtes innovatives Neues entstehen, das Ganze darf sich also verändern - freilich gern nur in einem gewissen, stabilisierendem Rahmen. Dank seiner unendlich vielen Spielarten und alternativen Konsumstilen als konstitutiven Binnenelementen stützte und sicherte, kulturtheoretisch gesehen, eine solche inklusive Vielfalt diesen gesellschaftlichen Rahmen (und allemal dessen Systeme) gesamtfunktional.

Wer - dieser Perspektive nach - versuchte, eine solche Logik durch eine nichtfunktionale, aus dem Rahmen fallende Andersartigkeit zu sprengen, der dem drohte jedoch eine scharfe Exklusion. Aus einer solchen Perspektive von Ambivalenz bzw. einer diskurskritischen Argumentation (wie der obigen) selbst gäbe es zwar kaum ein Entkommen, kaum einen epistemologischen Schlupfwinkel.

IV. Diskursanalytische Bezüge zum vorliegenden Entwurf eines Inklusionspapiers für die dvs

Ich denke aber, das durchaus grundlegend-inklusiv gedachte und lobenswerte Entwurf eines dvs-Positionspapiers zur Inklusion, der in Teilen das von mir so bezeichnete, positiv gedachte Paradigma intendiert und befördern möchte, verträge eine solche analytische Ergänzung.

Auffällig ist, dass dort in Kapitel 2 und 3 fortlaufend nur von „Sport“ gesprochen wird, vielfältigere Begriffe wie Bewegungskulturen, habituelle Praktiken o. ä. tauchen nicht auf. Auch Formulierungen wie „Eignungsprüfungen für die Aufnahme eines Sportstudiums müssen im Hinblick auf Barrierefreiheit überprüft“ werden (S. 3) lassen nicht unmittelbar erkennen, welches (engere oder weitere) Verständnis von Inklusion gemeint sein könnte.

Unsere erste Assoziation dazu nahm gemäß dieser Diktion anhand solch relativ traditionell geprägter Begriffe wie „Eignungsprüfung“ und „Barrierefreiheit“ eher ein beschränkteres Verständnis von Inklusion wahr. Mensch müsste den Barrierefreiheitsbegriff schon sehr weit, substantiell dehnen, um beispielsweise die zumeist eher operationalisiert-leistungsorientierten Eignungstests als solche strukturell auf ihren (ggf. fehlenden) Inklusionscharakter im umfassenden Sinne (von Heterogenität) hin zu befragen.

Ähnlich müssten etwa Studienordnungen nicht nur im Hinblick auf „Lehrveranstaltungen zum Thema Inklusion (Hervorh. J. V.) im Schul-Sport neu diskutiert“ werden, wie es auf Seite 3 heißt, sondern ganz prinzipiell, inwieweit sie z.B. bewegungskulturell, erkenntnistheoretisch, in ihrem heimlichen

¹ Systemtheoretisch besitzt der Inklusionsbegriff ohnehin eine (andere) konstitutive Bedeutung als bei obigem eher am Paradigma der Ungleichheitsforschung orientierten Diskurs. Hier geht es um die Partizipation an Leistungen oder Logiken von einzelnen Funktionssystemen, bei letzterem um umfassende gesellschaftliche Teilhabe.

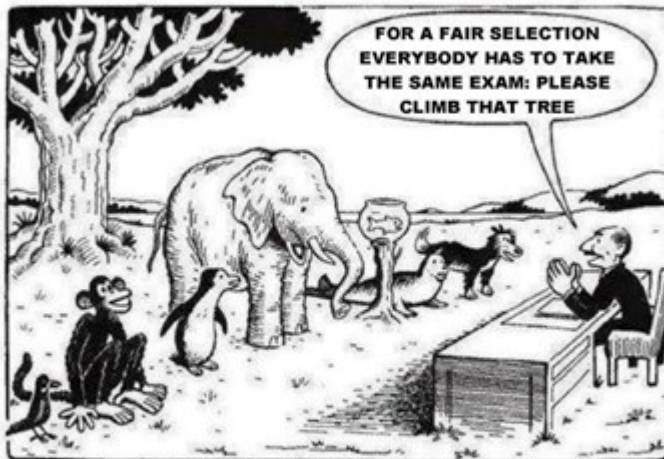
Lehrplan so etwas wie emanzipatorische Vielheit/Vielfalt (strukturell, didaktisch, inszenatorisch) begünstigen, behindern bzw. sich von einer solchen selbst entwickeln lassen.

V. Bewegungspädagogische Bemerkungen

1. Die für eine inklusive Pädagogik im umfassenden Sinne grundlegende Theorie ist die Theorie der Heterogenität. Auch wenn sich der Begriff der Heterogenität aus einer der Pädagogik eher fremden Disziplin herleiten lässt, so bezieht er sich in seiner Grundannahme auf pädagogische Prinzipien. Er bezieht sich in einer inklusiven Pädagogik auf die Verschiedenheit, die Vielschichtigkeit, die Veränderlichkeit und die Unbestimmbarkeit des Lernenden, Sich-Bildenden. Ein solches Verständnis von Vielfalt korrespondiert mit verwandten internationalen Ansätzen wie z.B. der Diversity Education, Menschenrechtsbildung und Antirassistischen Erziehung (insofern ist der vorliegende, ohne Zweifel wertvolle Text zu sehr auf die Inklusion von Menschen mit Behinderungen ausgerichtet). Sie alle haben gemeinsam, dass sie auf den menschenrechtlichen Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Solidarität beruhen. Freiheit meint immer zweierlei: Befreiung aus Unfreiheit (Emanzipation; ein Grundanliegen einer jeden Bewegungserziehung, das leider im Sport oftmals grundlegend verletzt wird, weil es da nicht selten um Formung, Normierung und Disziplinierung geht) und Freiheit für vielfältige Lebensweisen.

Gleichheit bedeutet, dass das hohe Gut der Freiheit jedem Menschen gleichermaßen zusteht. Diese Zusammenhänge kommen im Begriff der Menschenwürde zum Ausdruck, die nicht durch Leistung oder Verlust legitimiert werden muss, sondern den egalitären Anspruch jedes einzelnen Menschen auf Freiheit für eine individuelle Lebensweise, auf Inklusion und auf Nichtdiskriminierung beinhaltet. Die Folgerungen für eine inklusive Schulpädagogik lassen sich hier nicht weiter erörtern, sie liegen aber auf der Hand. Eine davon ist die, sich vom (engen) Sportbegriff zu verabschieden, zumindest in erzieherischen Zusammenhängen.

2. Der (traditionelle) Sport ist per se in vielerlei Hinsicht exkludierend. Gewichtsklassen, Größen-/Gewichtsvorteile, Geschlechtereinteilung bzw. -trennung, Differenzierung in Sportarten und -räume, Leistungskader usw. usf. gehören zum traditionellen Sport konstitutiv dazu. Das geht gemäß dessen Systemsinn nicht anders: es geht um Überbietung, objektive Vergleichbarkeit, Rekorde. Das Prinzip der Chancengleichheit im Sport, selbst ein essenialisierender Begriff, gilt gemäß dieser Perspektive in ganz wesentlichen Bereichen seiner selbst offenkundig nicht.



OUR EDUCATION SYSTEM

Insofern lebt vor allem der traditionelle Sport, der sich habituell in den Körpern der Akteur_innen verwirklicht und so die Subjekte sich konstituieren lässt, von einer Routine, ‚Normalität‘, fast schon Naturwüchsigkeit, die vielfältige Ausschlüsse beinhalten, gerade weil sie über und durch den Körper gehen, begründet werden.

Von daher kann man ihn kaum mit dem obigen, umfassenden, strukturverändernden Inklusionsverständnis in Verbindung bringen. Man sollte ihn durch den Bewegungsbegriff austauschen und ersetzen. Das müsste man erläutern bzw. hier verweisen wir auf das von Trebels, Laging, Hildebrandt-Stramann und anderen grundsätzlich diskutierte relationale Bewegungsverständnis.

3. Die Eignungstests im Sport sind segregierende Maßnahmen - eindeutig. Hier soll eine erste Trennung der Spreu vom Weizen erfolgen. Sie sind nicht nur im Hinblick auf Barrierefreiheit zu diskutieren (denn sie stellen ja ein verordnetes und damit administrativ gewolltes Hindernis dar), sondern auf ihre Notwendigkeit. Man hat z.B. in Braunschweig einen Eignungstest kreiert, der zwar auswählt, aber nicht nach dem herkömmlichen cgs-System. Er hat etwas mit den grundlegenden Fähigkeiten zu tun, über die zukünftige Sportstudierende in jedem Fall verfügen sollten: Wahrnehmungsfähigkeit, Antizipationsfähigkeit, Körperspannungsfähigkeit etc. Aber: auch ein solcher wählt aus, exkludiert.

4. Die obigen diskursanalytischen Überlegungen passen zu dem, zu dem sich unser Bildungssystem hin entwickelt und mit dem - um im Jargon zu bleiben - Begriff der „employability“ bezeichnet werden kann, was subjektiv so viel wie „Beschäftigungsfähigkeit“ und objektiv die Realisierung der Bedingung ökonomischer Verwertbarkeit bedeutet. Etwas ketzerisch: In jüngster Zeit kommt eine neue Eskalationsstufe der Auslieferung der Menschen an den Arbeitsmarkt ans Licht der Öffentlichkeit:

„Immer mehr Langzeitarbeitslose verschwinden aus der Arbeitslosenstatistik, weil die Arbeitsagenturen sie für dauerhaft geistig behindert erklären. Weil sie als schwer vermittelbar gelten, werden sie in Behindertenwerkstätten abgeschoben“ (Monitor 2000). Ein ökonomisch definierter Begriff der Behinderung betritt die Bühne hemmungsloser Verwertung (vgl. Kap. 3). Wer nicht in der Lage ist, sich zu vermarkten, ist behindert, krank und wird in die Institution der Behinderten inkludiert

(vgl. Maskos 2010). Eine doppelte Problematik, wenn nicht Perversion des Inklusionsbegriffs, eine gleichsam intersektionale Diskriminierung zeichnet sich ab.

VI. Fragen statt abschließender Antworten

Der Sport dürfte (im weiteren Sinne) kaum bzw. nur sehr spezifisch (binnenstrukturell) inkludierend wirken, insofern er nur als Wettkampf- oder gar Spitzensport gemeint ist. Die Versuche, da Paralympische Spiele vorzuziehen (s. oben) oder Sportler_innen mit Beeinträchtigungen und z.B. Organersatz im regulären Wettkampf starten zu lassen, verdienten m.E., gemäß den Diskurstendenzen der wissenschaftlichen Gemeinschaft, eher den schwächeren Begriff der Integration, wenn nicht bisweilen auch der Assimilation.

Uns ist aber noch etwas wichtig, es geht um die Würde derjenigen, die ‚eingeschlossen‘ werden sollen. Dabei meinen wir nicht diejenigen, die einen ausdrücklichen Willen, äußern, Sport treiben zu wollen, also in Selbstbestimmtheit entscheiden können, ob Sport für sie das Richtige ist. Gemeint sind eher diejenigen, die selbst nicht den ausdrücklichen Willen äußern können, dass sie in das Sportsystem integriert werden wollen, ob sie die Bewegungsinhalte und -Angebote wollen, die ihnen als die richtigen angetan werden (sollen). Das können Menschen mit Behinderung sein, Schüler_innen, aber auch andere, die aus welchen Gründen auch immer, aus Sicht der ‚so genannten Normalen‘ inkludiert werden sollten/könnten. Woher wissen diese, was den anderen ‚vielfältig‘ gut tut? Wer schützt die Würde derjenigen, die sich nicht gegen die Maßnahmen wehren können? Welche Art von Bewegung ist nun für diejenigen gut, in Ihrem Sinne, entsprechen Ihrer Eigenwelt? Und woher weiß man das? Ist also der ‚Einschluss‘ in die Welt von uns dasjenige, was jemand in seiner eigenen Welt will (vgl. Zeh 2012, S. 29)?

Und noch etwas stimmt nachdenklich daran: Auch ein Mensch, der nach dem Behindert_innenrecht zu ‚80% behindert‘ sein kann, ist noch lange kein Mensch, der vielleicht ‚inkludiert werden‘ will/ sollte/ müsste. Wer also definiert die_denjenigen zu einer_m, die_der inkludiert werden soll bzw. muss? Ein Thema, was derzeit symbolisch aus wahlpolitischen Überlegungen ‚aktuell‘ ist, darf nicht dazu führen, dass nun erneut über die Menschen hinweg und an ihnen vorbei und mit ihnen (‚advokatorisch‘) etwas gemacht wird, was ethisch und praktisch sehr problematisch ist. Inkludieren wandelte sich zu einem transitiven Begriff, der Menschen formt, was er doch in seinem umfassenden, emanzipatorischen Potential (s. oben) gerade nicht tun bzw. bewirken möchte.

VII. Schlussbemerkung

An der Alice Salomon Hochschule Berlin bemühe ich mich derzeit mit der Leitung eines Zentrums für innovative Lehre u.a. um die Förderung, Inklusion sogenannter „nichttraditionell Studierender“. Was auf den ersten Blick als klar definierte Aufgabe erscheint, erweist sich bei näherem Hinschauen mehr als komplex und heterogen. Nicht nur, dass es die ‚klassisch‘ „nichttraditionellen Studierenden“ (zuma an einer angewandten Hochschule) kaum mehr gibt. In ihren individualisierten Lebenslagen und -nöten treten die Studierenden mit einer solchen Bedarfsvielfalt den Hochschulen und Lehrveranstaltungen gegenüber, als dass fast eine Normalitätsumkehr zu konstatieren wäre. Das Nichttraditionelle wird zunehmend zum Normalen.

Für Menschen mit Seh-, Gehörbehinderung, Quereinsteiger_innen, berufsbegleitend Studierende, migrationskulturell unterschiedlichst geprägte Studierende, Alleinerziehende mit Kindern, Personen im Dritten Bildungsweg, Personen höheren Lebensalters, einkommensschwache Studierende,

psychisch belastete Studierende, queer orientiert Studierende usw. usf. treffen mit unterschiedlichsten Kompetenzen und Erwartungen aufeinander. Hier (in Seminargrößen um die 40 Personen), aber auch in der Schule und insbesondere im Sportunterricht so etwas wie Inklusion im umfassenderen Sinne zu wagen (und zumeist bei gleichbleibendem Personalschlüssel oder Curricularnormwert), erfordert einen Aufbruch, ein Wagnis, eine umfassende Suche im Prozess selbst.

Abschließend sei von daher der Vorschlag unterbreitet, den Inklusionsbegriff bzw. das Anliegen der dvs um Inklusion im bewegungs-, gesellschafts- und bildungskulturellen Kontext als eine vielfältige, offene Suche zu begreifen. Ähnlich wie in der Nachhaltigkeitsdebatte, insbes. im Anliegen auf eine Bildung für Nachhaltige Entwicklung, mag hierunter der Versuch verstanden werden, Menschen in ihrer (radikalen) Andersartigkeit, Unverfügbarkeit (Hannah Arendt), Vielfalt, Pluralität, Differenz, Widerständigkeit wahrzunehmen, deren Perspektiven und Praktiken als bereichernd zu empfinden, im Sinne und Sorge eines Care-Begriffes (Joan Tronto) wertzuschätzen und als Chance für die Gesellschaft zu begreifen, ggf. neue Formen des Zusammenlebens, von Raum-Zeit-Natur- und Sozial-Mustern sowie (nachhaltigen) Kulturen entdecken und ausprobieren zu können.

Insofern mag die Vagheit und Alltagslastigkeit des Begriffes hier als eine offene Option verstanden werden, Sport und Gesellschaft auch strukturell zu bereichern, zu verfremden, zu entwickeln.

Literatur:

Bisol, B. (2011). Performance Enhancement als Form der Bewegung. Philosophische Aspekte der verbessernden Manipulation des Körpers im und durch Sport. In: Roscher, M. (Hrsg.), Bewegung der Form. Prozesse der Ordnungsbildung und ihre wirklichkeitskonstituierende Bedeutung. (Beihefte zu den Leipziger Sportwissenschaftlichen Beiträgen Band 12, S. 87-100). Berlin: lehmanns media.

Bublitz, H. (2006). Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.), body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports (S. 354f.). Bielefeld: transcript.

Degele, Nina/Dries, Christian (2005): Modernisierungstheorie. Eine Einführung. München.

Fediuk, Friedhold/Knoll, Michael (2010): Sonderpädagogische Förderung. In: Fessler, Norbert/Hummel, Albrecht/Stibbe, Günter (Hg.): Handbuch Schulsport. Schorndorf: Hofmann, 336-351.

Franke, Alexa (2012): Modelle von Gesundheit und Krankheit. 3., überarb. u. erw. Auflage Bern: Huber, 89-98.

Großmaß, Ruth/Perko, Gudrun (2011): Ethik für Soziale Berufe. Paderborn: UTB Verlag.

Grunwald, A. & Kopfmüller, J. (2012): Nachhaltigkeit (2. aktual. Aufl.). Frankfurt a.M., New York: Campus.

Haas, Benjamin (2010): Über die Pathologisierung unerwünschter Verhaltensweisen am Beispiel der Diagnose „Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom“. In: arranca! Für eine linke Strömung. Nr. 43, S. 54-56.

Gummich, Judy (2010): Migrationshintergrund und Beeinträchtigung. Vielschichtige Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle. In: Jacob, Jutta, Köbsell, Swantje, Wollrad, Eske (Hrsg.): Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript Verl., S. 131-151.

Maskos, Rebecca (2010): Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft. Was heißt ablistm? In: arranca! Für eine linke Strömung. Nr. 43, S. 30-33.

Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgsgesellschaft der Marktgesellschaft. Frankfurt a.M., N. Y.: Campus. Universität Bielefeld (Hg.) (2012): „Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland“ Eine repräsentative Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Bielefeld.

Verch, Johannes (2012): Philosophien der Fitnessgesellschaft – Plädoyer für eine Gesundheitsförderung der Vielfalt. In: Ketelhut, Kerstin u.a. (Hrsg.): Gesundheitsförderung zwischen individuellem Anspruch und gesellschaftlicher Verantwortung. Beiträge zur Gesundheitsförderung in ausgewählten Feldern. Hamburg: Verlag D. Kovac, S. 147-160.

Zeh, Richardo (2012): Der Umgang mit Behinderung (Bernd Ahrbeck). Informationen zum Thema Inklusion. In: Berliner LehrerInnenzeitung, S. 29.

Dr. phil. Johannes Verch

Kontakt: Johannes.Verch@web.de